

# Mission erfüllt!

Jostein Gaarder über das Gefühl von Einsamkeit, kreative Träume und seinen Roman „Ein treuer Freund“

In mehr als 60 Sprachen wurde „Sofies Welt“ übersetzt, Jostein Gaarders Bestseller von 1991. Seitdem hat der Norweger mehr als ein Dutzend weiterer erfolgreicher Romane geschrieben. Der in Oslo geborene Gaarder studierte Philosophie, Theologie und Literaturwissenschaft und unterrichtete zehn Jahre lang Philosophie an Schulen und in der Erwachsenenbildung. Der 64-Jährige hat zahlreiche Preise bekommen, u.a. den Deutschen Jugendliteraturpreis und den Willy-Brandt-Preis. Vor Kurzem ist sein neuer Roman „Ein treuer Freund“ erschienen.

**MAGAZIN: Herr Gaarder, die Hauptfigur Ihres neuen Romans Jakop Jacobsen sagt: „Ich genieße es zu beobachten, ohne beobachtet zu werden.“ Gilt das auch für Sie?**

**JUSTEIN GAARDER:** Ja, und das ist sehr wichtig für meine Arbeit. Durch das Beobachten lerne ich die Menschen und ihre Welt besser kennen und kann sie später in meinen Büchern besser beschreiben. Ich liebe es, irgendwo in Oslo in einem Café oder Restaurant zu sitzen und einfach nur zu beobachten, was passiert. Zum Glück ist das inzwischen wieder möglich.

**Was hat Sie daran gehindert?**

Nachdem „Sofies Welt“ so ein großer Erfolg geworden war, galt ich auf einmal als prominent. Überall wurde ich erkannt und angesprochen, die Menschen wollten Autogramme. Oft nahm ich meine Frau oder Freunde mit, wenn ich unterwegs war, um eine Art Schutzschild zu haben. An ruhiges Beobachten war damals nicht zu denken.

**Kennen Sie trotzdem auch das Gefühl von Einsamkeit?**

Natürlich. Ich glaube, jeder Mensch fühlt sich ab und zu einsam. Ganz egal, ob er verheiratet oder erfolgreich ist. Das war auch einer der Gründe, warum ich „Ein treuer Freund“ geschrieben habe – über einen Mann, der so einsam ist, dass er mit seiner Handpuppe spricht. Einsamkeit ist ein Tabu in unserer Welt. Die Sozialen Medien und die Dauerkommunikation täuschen darüber hinweg, dass wir auch allein



Der norwegische Autor Jostein Gaarder, für den das Dasein ein unergründliches Rätsel ist. Foto: Hans Klaus Techt/dpa

sind. Ich sehe das metaphysisch: Alle Menschen stehen in gewisser Hinsicht allein zwischen Himmel und Erde. Wir kommen einsam, nackt und anonym auf die Welt, und wir sind darauf angewiesen, dass wir die warmen Hände einer Hebamme und die Brust unserer Mutter spüren. Irgendwann verlassen wir die Welt wieder, und wir wissen nicht, ob uns dort wieder warme Hände in Empfang nehmen. Wir gehen genauso einsam, nackt und anonym wie wir gekommen sind.

**Das klingt etwas traurig.**

Aber das muss es nicht sein! Meine Hauptfigur, ein Lehrer und Sprachwissenschaftler, mag zwar traurig scheinen. Doch tatsächlich kompensiert er seine Einsamkeit mit der Handpuppe und dadurch, dass er Beerdigungen fremder Leute besucht. Dort erzählt er liebevolle, erfundene Geschichten über die Toten und freundet sich mit den Hinterbliebenen an. In diesen beiden Rollen blüht Jakop auf und lässt

seine Einsamkeit hinter sich. Ich finde, das ist ein lebensbejahender Roman – trotz vieler Beerdigungen und dem Thema Einsamkeit.

**Jakops Handpuppe stammt aus seiner Kindheit. Haben auch Ihre Figuren eine bestimmte Herkunft?**

Meine Schwester, die zwei Jahre älter als ich ist, behauptet, dass ich früher mit unsichtbaren Figuren kommuniziert habe. Angeblich habe ich ständig kleine Männer oder Tiere erfunden, mit denen ich Gespräche geführt habe. Ich glaube, dass jeder Mensch solche Dialoge und Geschichten erfinden kann – und das tun wir ja auch alle. Unsere Träume sind voll von schrecklichen und wunderbaren Geschichten. Wir sind alle Künstler.

**Wie schon in Ihren Romanen „Das Leben ist kurz“ und „Das Orangenmädchen“ erzählen Sie „Ein treuer Freund“ als Brief. Warum entscheiden Sie sich so gerne für diese Form?**

Für mich ist dies eine wunderbare Art, große, abstrakte Themen leicht transportieren zu können. Ich schreibe nun einmal gerne über das Leben, den Tod, die Einsamkeit und das Universum. – Aber wie können diese Themen eine menschliche Note bekommen? Wie kann ich sie meinen Lesern ans Herz legen? Die Briefform ist die Antwort auf diese Fragen. Ob sich der Vater an seinen Sohn oder ein Mann sich an eine Frau wendet: Über Briefe und die damit verbundenen Beziehungen und Freundschaften werden die großen Themen nachvollziehbar.

**Sie gelten als Schriftsteller, der überwiegend für Kinder und Jugendliche schreibt. Was reizt Sie daran, sich auch für Erwachsene Geschichten auszudenken?**

Grundsätzlich schreibe ich nie für eine bestimmte Altersgruppe. Aber manche Geschichten eignen sich eben besonders für Kinder und Jugendliche, und eine gute Geschichte für Kinder ist oft auch eine

schöne Geschichte für Erwachsene. Denn in allen Erwachsenen wohnt ein Kind. „Ein treuer Freund“ ist eine solche Erzählung. Das ist vielleicht vergleichbar mit dem, worüber und wann man in einer Familie spricht. Über manches redet man am Esstisch, wenn die ganze Familie dabei ist, mit anderem wartet man, bis die Kinder aus dem Haus oder im Bett sind. Dasselbe gilt in der mündlichen Erzähltradition, wie in den Volksmärchen. Viele Märchen, wie sie uns zum Beispiel bei den Brüdern Grimm begegnen, sind für die ganze Familie bestimmt. Niemand soll mir erzählen, „Aschenputtel“, „Frau Holle“ oder „Rapunzel“ seien reine Kindergeschichten.

**Fällt Ihnen das Schreiben heute leichter als zu Beginn Ihrer Karriere oder bei „Sofies Welt“?**

Ein bisschen schon, denn mein Drang, unbedingt etwas schreiben zu müssen, hat schrittweise nachgelassen. Als Jugendlicher und junger Erwachsener hatte ich eine Mission, ich wollte meine Geschichten veröffentlichen, sie sollten raus in die Welt. Ich habe versucht, allen Impulsen, die ich aus der Kindheit und Jugend mitgenommen habe, durch Erzählungen Fleisch und Blut zu geben und dieses eine zu sagen: dass die Welt ein unergründliches Mysterium ist, ein Rätsel, und dass das Leben ein wunderbares Abenteuer ist, nur viel zu kurz. Jetzt, nachdem ich das zum Glück erreicht habe, ist meine Mission in gewisser Weise erfüllt.

**Heißt das etwa, dass Sie sich zur Ruhe setzen wollen?**

Nein, auf keinen Fall! Aber ich bin nicht mehr permanent schwanger mit tausenden Ideen und Geschichten, die ich sofort umsetzen muss. Das Leben hat mir schließlich mehr zu bieten als nur am Tisch zu sitzen und zu schreiben. Ich habe eine Frau, Kinder und Enkelkinder!

Interview: Günter Keil

## ■ Buchtipp

Jostein Gaarder: *Ein treuer Freund*. Hanser, München, 272 Seiten, 22 Euro.

# Ein zum Leben verführendes Memento mori

Adolf Muschg kommt in der „Der weiße Freitag“ Goethe auf dem Gotthard entgegen

Von Dr. Oliver Pfohlmann

Der weiße Freitag – so bezeichnete Johann Wolfgang von Goethe den Tag, an dem er und sein Dienstherr, Herzog Carl August, auf dem Gotthard auf über 2200 Metern Höhe den Furka-Pass überschritten. Goethe war damals 30 Jahre alt, frisch gebackener Geheimrat und seit vier Jahren im Dienste des Herzogs. Und Carl August war gerade mal 22 und erwartete als begeisterter Militarist von der Unternehmung wohl vor allem eine sportliche Herausforderung.

Tatsächlich aber wurde es für die Beteiligten, zumal im Winter, „eine Sache auf Leben und Tod“, wie Adolf Muschg erinnert. Der Schweizer Schriftsteller und Germanist deutet den 12. November 1779, Goethes „Weißen Freitag“, als eine vom Dichter bewusst geplante „Prüfung des Lebens“, eine „Probe nicht durchs Feuer, sondern im tiefen Schnee“. Denn erst die hochriskante Tour mit seinem Weimarer Schutzherrn habe ihren „Männerbund“ „auf Gedeih und Verderb“ besiegelt, wie Muschg in seinem neuen Buch überzeugend ausführt. Für uns heutige Leser aber sei Goethes Gotthard-Expedition und sein späterer Reisebericht vor allem ei-

nes: ein zum Leben verführendes Memento mori.

Eine solche Verführung durch Goethes Lebenskunst hat zunächst einmal Adolf Muschg selbst nötig: Denn vor zwei Jahren ist der damals 80-Jährige die Schlafbodentreppe hinuntergestürzt. Der Sturz geht glimpflich aus, doch eine Operation ist fällig. Als Krankenhauslektüre wählt der Goethe-Kenner just den Reisebericht des Weimarerers, in einer von den Ärzten bestaunten Ausgabe von 1808, wie Muschg in „Der weiße Freitag“ berichtet.

Denn sein neues Buch ist ein Hybrid: zum einen ein aufregender Forschungsbeitrag, in dem der Germanist mit großer Empathie und den Mitteln des Romans Goethes Schweizer Reise rekonstruiert. Zum anderen aber ein sehr persönlicher Lebensrückblick des Autors, der – kaum vom Sturz genesen – mit der Rückkehr seiner Krebserkrankung konfrontiert wird und damit mit der Endlichkeit des Lebens.

Während Muschg gegen die Krankheit kämpft, taucht er immer tiefer ein in die komplexe Bezie-

hung zwischen dem bürgerlichen, kosmopolitisch gesinnten Dichter und dem preußenverehrenden jungen Herzog. Und erlebt parallel dazu eine für den Leser bedrückende Verengung seiner Lebensumstände. Erst muss ein Teil des Hauses in seinem Wohnort Männedorf bei Zürich verkauft werden. Dann werden Möbel und Bücher entsorgt. Zuletzt wird aus dem bisherigen Arbeitszimmer die neue Küche. Zum Glück findet sich im Keller noch eine Ecke zum Schreiben. Dass der Autor auch dort den Himmel sehen kann, verdankt er nur einem Spiegel, der die „Oberwelt“ nach unten befördert.

Der Spiegel steht nicht nur für das Andere des Lebens; er symbolisiert auch den Versuch, Goethe auf dem Gotthard über die Jahrhundertte hinweg „entgegenzukommen“ – mittels erzählerischer Rekonstruktion, aber auch leibhaftig. Denn gegen Ende des Buches überschreiten nicht nur Goethe und seine Begleiter den Furka-Pass, sondern auch der wiedergenesene Autor mit seiner Frau, dank der heutigen touristischen Erschließung des Berges, versteht sich.

Und so wie der damals 30-jährige Goethe auf seiner Reise in die Schweiz sein Leben rekapituliert – mit einem Zwischenstopp bei seinen

Eltern in Frankfurt oder beim Wiedersehen von ehemaligen Geliebten –, schaut auch der heute 82-jährige Adolf Muschg zurück: auf Kindheit, Konflikte mit Angehörigen, seinen Weg in die Literatur. Das alles in einer eleganten, zur aphoristischen Verdichtung neigenden Prosa, die in Sachen Goethe keine Gelegenheit zum Exkurs auslässt, gerade wenn es um Erotik geht.

Leider, muss man hier hinzufügen. Denn so erfährt der Leser nicht nur, wie heilsam die Werke des Weimarer Klassikers gerade in Zeiten grassierender Fremdenfeindlichkeit sind, sondern auch, dank Muschgs spekulativer Männerfantasie, was der Dichterstern und die berühmte Frau von Stein wirklich miteinander getrieben haben sollen. Oder sogar, warum Goethe so gern mit Kindern spielte. Was schon deshalb überrascht, weil sich der Autor selbst über die – Zitat – „nach fremden Betten schnuppernde Unsittenspolizei“ mancher Goethe-Biographen lustig macht. Sein ansonsten berührendes Alterswerk wäre ohne diese Schnüffeleien noch eindrucksvoller ausgefallen.

Adolf Muschg: *Der weiße Freitag. Erzählung vom Entgegenkommen*. C. H. Beck Verlag, München, 251 Seiten, 22,95 Euro.



Der Furka-Pass am Gotthard in der Schweiz.

Foto: CC